

Ver ovejas /
Schafe sehen
Niki Grieser Díez

Amador, I

Amador bleibt immer in Bewegung, sein Kind, zu dem Zeitpunkt zehn, macht einen Witz. Es stelle sich Amador als einen sich rastlos bewegenden, flirrenden Punkt auf einer Landkarte vor. Er lacht nicht, aber das Kind hat recht. Nie zu lange an einem Ort bleiben, *Mejor moverse que pensar*. Zermatt, Brig, Saint-Louis, Tarragona, Saint-Louis. «Swiss Chalet», «Ristorante Capri», «Chez Marion», «El Tiberi», der Sandwich-Shop. In der Küche lernt man alles, vor allem Sprachen. Bei jedem Besuch bringt er dem Kind ein neues Wort bei, erzählt von Sprachverwandtschaften:

Azúcar – al-sukkar.

Sandía – sindiyyah.

Frambuesa – Framboise.

Manchmal bringt er ein einzelnes Wort mit, ohne Übersetzung:

Saudade.

Das Kind nimmt die Wörter dankend entgegen, verstaut sie in einem weichen, eigens dafür vorgesehenen Teil seines Gedächtnisses. Dort, wo später Rezepte und Erinnerungen an ihn liegen werden. *Un pedazo del alma.*

Amador, II

Amador hat es nicht geplant, das Kind. Lyon, 1993. Eine Frau: Lydia, blonde Haare, grüne Augen, beissender Humor. Sie ist Stammgast, er Koch. *Cœur de faux filet des montagnes d'Auvergne*. Sie kommt mit ihrer Abteilung, alles Frauen, grossgewachsen, mit seidigen Bewegungen. Sie sehen unecht aus, so erzählt es Amador später, er weiss nicht, woran es liegt. Dann findet er heraus, dass es sich um eine Ballett-Compagnie handelt. Lydia, als Einzige keine Tänzerin, fällt nicht auf. Sie ist ebenso seidig, filigran, schwebend, nur die Augen beissend und wach. *El amor inevitable.*

La hija, I

Mein Herz pumpt, als würde ich rennen. Dabei sitze ich vor beschlagenen Scheiben. Draussen liegt Nebel wie Watte über der Stadt, die ich verlasse. Auch sie scheint sich vor einem letzten Blick drücken zu wollen. *Bienvenue à bord de...* Meine Kopfhörer blenden den Rest der Ansage aus. Meine Koffer blockieren fast das ganze Viererabteil, der grösste, rote, drückt gegen meine Kniekehlen. Die Frau, die mir gegenüber sitzt, starrt unentwegt auf ihr iPad. Es scheint ihr nicht aufgefallen zu sein, dass ich sie eingesperrt habe, in Kofferwänden. Ich greife unter meinen Sitz, zum mir wertvollsten Gepäckstück, der Transportbox. Ich strecke meinen Finger durch das Gitter, und Ratón beisst zu. Ich fluche, auf Französisch – noch. Bald passieren wir die Landesgrenze. Draussen grünes Wasser, der Himmel gelb-weiss. *Dijon, Belfort, Mulhouse*. Ich hasse Zugfahren mindestens so sehr wie Ratón. Doch noch mehr hasse ich Fliegen. Mein Körper scheint sich jedes Mal aufzubauen, wenn ich reise. Irgendwo in ihm ist die uralte genetische Affeninformation gespeichert, dass diese Formen der Fortbewegung unnatürlich sind. Dass es sowieso lebensgefährlich ist, sein Revier, sein Rudel zu verlassen. Ich zwinge mich, meinen Kiefer zu entspannen. Mein Gesicht wird weicher. Meine Schultern werden schwer. Du verlässt nicht dein Rudel, sage ich mir, du kehrst zu ihm zurück. Ich atme aus, durch den Mund. Mein Magen zeigt sich von meinem Entspannungsmonolog unbeeindruckt und sendet als Vorboten eine bittere Flüssigkeit in meinen Rachen. Ich stolpere in den Gang und kotze in die Zugtoilette.

La hija, II

Mit siebenundzwanzig ziehe ich wieder bei meinem Vater ein. Mit vier Koffern und 56 Franken auf meinem Konto. Frisch getrennt, ohne Job – *Pero nunca sin esperanza!*, lacht er. Er wohnt in einer Wohnung mitten in Zürich. Zwei Zimmer, grosse Küche. Ich schlafe auf einem Futon, zwischen meinen halbausgepackten Koffern. Ich weine, er kocht. Essen als Antwort auf alles. So war es schon immer. Ratón faucht aus der Ecke hinter dem Drucker hervor, vorwurfsvoll, offenbar enttäuscht von mir und meinen Lebensentscheidungen, die uns beide in diese Lage gebracht haben. Entschuldigend werfe ich ein paar getrocknete Thunfisch-Leckerli nach ihm. Er zieht die dunkelgrauen Brauen zusammen. Aber das Fauchen weicht Kauen.

Mein Vater spricht nicht. Er pfeift leise und wirft mir zwischen jeder tranchierten Zwiebel fragende Blicke zu. Mit meinem Rücken wehre ich sie ab und beginne die gekochten Kartoffeln zu schälen. Kartoffelhautfetzen bleiben unter meinen Fingernägeln hängen. Das Kratzen des Messers über dem Schneidbrett weicht seiner Stimme:

Y que pasó con Louis?

Lo que pasó con Louis, I

Louis war mein Freund, vier Jahre lang. Bis er es nicht mehr war.

La hija, III

Sobald ich bei meinem Vater bin, werde ich krank. Wie bei fast jedem Besuch schwillt etwas in mir an. Dieses Mal sind es die Mandeln, sie drücken auf meine Stimmbänder und bringen mich zum Schweigen. Während mein Vater arbeitet, liege ich auf dem Sofa und lese. Meine Bücher habe ich zurückgelassen, bei Louis, wo sie verstauben, in ihrer Sprache, die nicht die seine ist. Bloss ein Buch habe ich dabei, die Tagebücher von Sylvia Plath.

I need a father. I need a mother. I need some older, wiser being to cry to. I talk to God, but the sky is empty.¹

She gets it.

Mein Vater macht mir Suppe, körnige, dickflüssige Suppe. «Iss für deinen Körper. Iss für dein Herz.» Pathetisch wie eh und je. Mein Herz. Es sitzt irgendwo zusammengeschrumpft in mir. Nicht halb so gross wie meine Mandeln.

Lo que pasó con Louis, II

Louis und ich, Ende zwanzig, am Rande einer mitteleuropäischen Stadt in einem viel zu kleinen Appartement. Er immer müde, ich aufgekratzt. *Peut-être qu'il vaut mieux que tu partes*. Und ich, die nur darüber nachdenkt, was das für eine seltsame Formulierung ist, in dieser Sprache, die sich in meine schleicht.

Lo que pasó con Louis, III

Louis und ich, Anfang zwanzig, ich will Musik machen, er will feiern. Wie treffen uns in Genf an einem alternativen Filmfestival. Er betrunken, ich nüchtern. Meine Freundin Louise stellt uns einander vor. Wir amüsieren uns darüber. *Louis et Louise!*

1 The Unabridged Journals of Sylvia Plath.

Sie wohnen im selben Studierendenwohnheim. Sein Lachen ist entwaffnend. Breit, perfekte Zähne. Er passt nicht ins Underground-Festival mit seinem blauen Hemd mit dem Polo-Logo.

Il s'est pas trompé de fête, lui ?

Ich bin gemein, weil er mich an meine Jugend erinnert. An die Jungs mit den viel zu teuren Markenklamotten, den Rolex-Uhren, den Vätern, wartend hinter abgedunkelten Autoscheiben. An meine Bemühungen, teilzuhaben, an einer Welt, die alles daransetzt, keinen Zugang zu bieten.

Er fragt mich, wie ich heiße, streicht sich dabei sein rot-blondes Haar unentwegt aus der Stirn. *Sol*, sage ich. *Comme un soleil ?* Sein Lächeln wird breiter, seine Augen sprühen. *Non, comme la solitude. Soledad.*

Mais qui t'a donné ce nom ? Ça ne marche pas du tout.

Mon père.

Er ist frech, es gefällt mir. Ich sage, mein Vater habe selbst einen absurden Namen von wiederum seinem Vater erhalten, das sei eine Familientradition. Oder vielleicht ein Fluch. Er fragt mich nach dem Namen meines Vaters.

Amador.

C'est joli.

Er fragt mich nach dem Namen meines Grossvaters.

Bienvenido.

Bienvenue à toi aussi !

Ich muss lachen. Er erinnert mich an einen kleinen Jungen, wie er strahlt, ganz stolz über seinen Witz. Alles an ihm ist entwaffnend.

La hija, IV

Ich habe schmale, inkohärente Träume. Sie fühlen sich an, als würden Bilder durch eine kleinstmögliche Öffnung gepresst. Wenn ich aufwache, ist meine Haut bedeckt von einem dunklen Glanz. Als Kind hatte ich bei hohem Fieber Halluzinationen, nie bildliche, nur auditive. Als würde jemand zu mir in einer Sprache sprechen, die ich nicht kenne. Mit harten S- und Z-Lauten. «Meine slawische Traumsprache», nannte sie Amador, wenn ich nach meiner Genesung versuchte, die Geräusche nachzumachen. Auch jetzt habe ich Fieber, doch alles bleibt still. Nur alle paar Stunden knarzen die Fliesen unter Amadors nackten Zehen, wenn er sich neben mich setzt und mir Flüssigkeit einflösst. Als wäre ich sein austrocknendes Pflänzchen.

La hija, V

Ich schwelle langsam ab, nach sieben Tagen, und Ratón scheint Vergebung in Betracht zu ziehen. Statt hinter dem Drucker sitzt er jetzt auf ihm und faucht mich von dort aus an. Mein Vater fragt mich, ob ich meinen Freunden schon Bescheid gesagt hätte, dass ich wieder da sei.

Sie haben die Stadt schon lange verlassen. Einige vor mir, viele nach mir. *Diabeł dawno temu stał uciekł*, sage ich. Der Teufel ist von hier schon lange geflohen.² Das Sprichwort hat mir Bogusia, Louis' Mutter, beigebracht.

Amador lacht. *Polsku?* Egal, welche Sprache ich spreche, mein Vater kann sie alle, schon vor mir, länger, besser. Schon lange habe ich den Wunsch nach einer eigenen Sprache, die nur mir gehört.

«Wieso rufst du nicht Massimo an?»

In Amadors Konzept von Beziehung spielt Distanz keine Rolle. Er hat Freunde in Kyoto, mit denen er intensiveren Kontakt pflegt als ich mit meinen eigenen Geschwistern. Ich gebe ein vages Geräusch von mir und hole mein Handy hervor. Amador steht neben mir und lächelt sein Vaterlächeln. *Todo pasa, das wird schon*, scheint er mir damit mitteilen zu wollen. Manchmal wünschte ich, er hätte nicht dieses beharrliche Vertrauen in die Welt, sondern dasselbe Beklemmungsgefühl wie ich. Unsere Gefühlslagen sind einander immer diametral entgegengesetzt. Er streicht mir übers Haar.

Massimo nimmt nach dem zweiten Klingeln ab.

«Amoreeeee!»

Sobald ich seine Stimme höre, tauche ich auf aus dem klebrigen Nebel, der mich seit Tagen bedeckt.

«Massi.»

«Na, wie läuft's?» Er spricht mit falschem Wiener Akzent, den er sich für Telefonate in die Schweiz zugelegt hat. Ich antworte abermals mit einem Geräusch, das sowohl grösstes Glück als auch tiefste Not ausdrücken könnte.

«Gut», lüge ich. «Und dir?»

Er, ohne auf meine Gegenfrage einzugehen: «Ich bin

2 Polnisches Sprichwort. Dies wird oft verwendet, um Orte zu beschreiben, die völlig verlassen oder trostlos sind – in dem Sinn, dass selbst der Teufel dort nichts mehr zu suchen habe, weil einfach gar nichts mehr los ist.

nächste Woche in der Schweiz. Wann bist du mal wieder im Land?»

«Jetzt», sage ich.

«Genial!», ruft er aus. Dann, nach einer kurzen Pause:

«Wie geht es Ludwik?»

Massimo und Louis' Mutter sind die Einzigen, die ihn bei seinem polnischen Namen nennen. Ich schlucke. Zum ersten Mal seit vier Jahren weiss ich darauf keine Antwort.

Lo que pasó con Louis, IV

Wir treffen uns ein zweites Mal, in Genf. In einer überfüllten Bar, in der sich Körper an Körper pressen. Louis wartet vor dem Eingang auf mich, es ist Winter, seine Wangen und seine Nase sind rot. Er hat einen dieser Hauttypen, die sofort auf Hitze und Kälte reagieren. Am schönsten ist er, wenn er vom Sport kommt. Aber das weiss ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Überhaupt weiss ich noch nicht viel von allen Dingen und muss dies umso lauter überspielen. Wir sind beide zweiundzwanzig. Sein Geburtstag ist zwei Tage vor meinem, wir lachen darüber, er sagt, die zwei Tage erklärten seinen geistigen Vorsprung mir gegenüber. Um uns zu verständigen, stehen wir viel zu nah aneinander, zu nahe für zwei Fremde. Er trägt wieder ein unmögliches Outfit, ein Nadelstreifenhemd und beige Chinos, als bewerbe er sich als Bankmanager. Er verkörpert äusserlich alles, was ich zu der Zeit uncool finde. Um ihm unsere Differenzen aufzuzeigen, trage ich absichtlich ein löchriges Band-T-Shirt einer obskuren belgischen Punkband (*Garbage Bags*). Doch er mustert mein Outfit nicht eine Sekunde lang, er sieht die ganze Zeit über unentwegt in meine Augen.

Nach einer Stunde sind wir heiser, durchgeschwitzt und hungrig. Louis greift nach meiner Hand, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, und zieht mich hinaus auf die Strasse, vorbei an betrunkenen Männern, die vor dem Eingang eines Kioskes gegeneinander anbrüllen. Wir teilen uns Falafel und Pommes, alles schmeckt intensiv, und ich bin völlig durchlässig, sauge alles auf. Meine Hand kribbelt an der Stelle, an der er sie berührt hat. Es ist, als würde jemand mit dem Finger über die äusserste Schicht einer Zwiebel fahren. Und sie ablösen, ganz langsam.

Er wohnt in Frankreich, es kommt mir waghalsig und aufregend vor, spätnachts eine Landesgrenze zu überqueren. Um zu dem Haus zu gelangen, in dem er wohnt, müssen wir an einer

Schafweide vorbei. Ein einzelnes kugelrundes Schaf steht nahe am Wegrand und schaut in unsere Richtung. Ich verlangsame meinen Schritt, weil ich es nicht erschrecken will.

Je ne veux pas lui faire peur.

Elle nous a déjà vu. Les moutons ont des yeux beaucoup mieux que nous deux. Elle a un champ de vision de presque 360° en plus.

Erstaunt mustere ich ihn. Das wusste ich nicht.

Tu es surprenant.

Er lacht.

Je connais bien les moutons, c'est tout.

Er erklärt mir, die Schafe gehörten seinem Onkel, dabei deutet er irgendwo in die Finsternis, wo dessen Haus stehen soll. Erst jetzt fällt mir auf, wie dunkel es um uns herum ist, keine Strassenbeleuchtung, in der Ferne funkelnde Lichter. Genf, vielleicht. Vage Umrisse des Schafes in der Dunkelheit. Louis schaltet seine Handytaschenlampe ein, fängt vorsichtig einen Teil des Lichts ab, um das Schaf nicht zu erschrecken. Beleuchtet damit die Hufe, sie sind ganz klein, zu klein für den Restkörper, sie hätten in meine Handfläche gepasst.

Elle est enceinte, celle-là.

Irgendwo hinter uns ein Rascheln im Gebüsch. Das Schaf verändert seine Kopfposition, in Sekundenschnelle setzt es sich in Bewegung und verschwindet im Schwarz. Mein Atem setzt kurz aus, als Reaktion auf das Geräusch hinter uns, doch als mein Körper reagiert, ist das Schaf schon längst verschwunden.

Il y a des loups dans la région ?

Die Frage ist mir sofort peinlich, sie enttarnt mich als naturentfremdete Städterin. Louis macht eine vage Bewegung, aus seinem Mund kommt eine weiche Wolke heissen Atems.

Peut-être, mais ce n'en était pas un.

Seine Antwort nimmt mir meine Scham. In ihr liegt viel von Louis. Seine Haltung gegenüber den Dingen, der Welt. Angstbefreit, ein Achselzucken, und weiter geht's in die Dunkelheit.

Auch sein Zimmer überrascht mich. Geblünte Tapete, kitschige Lampen. Beschämt erklärt er, die Vermieterin habe das so eingerichtet. Ich suche nach Spuren von ihm, schwarz-weiße Fotografien, mit neongrünem Tape auf die Holzwände geklebt. Das Meer, zwei blonde Jungs vor einem Gartenzaun, die Skyline einer Grossstadt, die ich nicht erkenne.

Wir haben keinen Sex in dieser ersten Nacht, wir berühren uns kaum. Wir liegen beieinander, alles ist weich, unsere Körper, der Dunst. Seltsam keusch, unschuldig, streichen uns bloss gegenseitig über die Finger und Hände. Am Morgen wird das Lamm geboren, es ist schmal und winzig klein.

Massimo, I

Ravioli alla Nonna (Zitrone, Ricotta und Thymian), 6 Portionen
Wir treffen uns eine Woche später. Es ist ein milchig weisser Tag, der Nebel liegt über uns, trotzdem ist Zürich grell, drängt sich den Sinnen auf. Massimo sitzt auf einer Eckbank in einem überfüllten Café, auf Lammfell. Eigentlich ist es schon zu kalt, um draussen zu sitzen, aber alle Tische sind besetzt. Er sieht mich nicht, er lässt etwas zwischen seinen Fingern kreisen.

«Massi!»

Als ich seinen Namen rufe, lässt er das Objekt in seiner Jackentasche verschwinden und springt auf. «Sole.» Auch Massi nennt mich lieber Sonne. Wir umarmen uns, und ich fahre ihm durch die kastanienbraunen Locken, die sich wie Seide um meine Finger wickeln. Er zögert, sich wieder hinzusetzen. Vielleicht einer dieser Tage, an denen er Menschenmengen schlecht erträgt. Ich mustere ihn, sage dann: «Lass uns lieber spazieren. Diese Stadt wird auch immer voller.» Ich verstehe ihn besser als mich selbst.

Wir gehen dem Fluss entlang, der zu viel Wasser in sich trägt.

Wir gehen zusammen in die Kirche.

Massimo erzählt von seiner neuen Stadt. «Wien ist wie Zürichs grosser Bruder. Irgendwie ähnlich, bloss ist alles breiter.»

Ich schäme mich ein wenig dafür, dass ich ihn dort noch nicht besucht habe. Ein einziges Mal war ich in Wien, mit meinem Vater, im Sommer, nachdem er und Lydia sich getrennt hatten. Ich war sieben oder acht, wir fuhren mit dem Auto durch ganz Österreich. Wie überall auf der Welt hat Amador auch in Wien Freunde. Einen Mann, den er *El Lobo* nannte, mit grauen Händen und dunklem Blick. Mein Vater setzte mich auf Holzbänken in Bars ab und liess mich Menükarten ausmalen. *El Lobo* hatte eine Tochter, die so alt war wie ich. Sie sprach nicht, setzte sich neben mich und starrte mich an. Am Ende unseres Aufenthaltes streckte sie mir mit funkelnden Augen eine tote Spinne entgegen. Danach war ich wochenlang in sie verliebt.

Wir stehen auf einer Brücke zwischen Touristinnen. Unter uns verknotet sich ein Schwan zu einem weissgrauen Bündel. Massi zündet sich eine Zigarette an. Ich mustere ihn, seine geschwungene Nase, die dunklen Wimpern. «Lass das», sage ich und deute auf die Zigarette. Massi verdreht die Augen. «Weisst du, Rauchen ist eine der besten Möglichkeiten, neue Menschen kennenzulernen. Du solltest es auch mal ausprobieren.»

Seine Aussage versetzt mir einen kleinen, feinen Stich. Er merkt es sofort und streicht mir mit der Hand über die Wange. «Hey.» Mir wird heiss, und ich starre stur auf den See, auf die wippenden Muster, ein Taucherli mit Kopf unter Wasser.

«Begleitest du mich zur Nonna?»

Massimos Nonna wohnt in der Agglo in einem Häuschen mit Garten. Im oberen Stockwerk wohnen seine Mutter und seine jüngere Schwester Giulia, im unteren Stockwerk die Nonna.

Der Zug ist voll von pubertierenden Jungs, deren Schweiss die Luft mit einem süsslichen Duft erfüllt. Sie sitzen dicht beieinander, beinahe aufeinander, und sprechen viel zu laut in ihre Handys. Sie berühren sich unablässig, fahren einander durch die Haare, über die noch kaum behaarten Arme. Irgendetwas an ihnen erfüllt mich mit einer dumpfen Sehnsucht. Wonach, weiss ich nicht genau. Vielleicht nach Frankreich. Von dem Appartement aus, in dem ich mit Louis gewohnt habe, sah ich vom Küchenfenster aus auf eine Bushaltestelle stadtauswärts. Dort standen am Wochenende Jungs und warteten auf den ersten Bus in ihre Agglo, vier Uhr morgens, fünf Uhr morgens. Niemand, der sie heimbegleitete in der Kälte der urbanen Sphäre.

Vom Bahnhof aus sind es zehn Minuten zu Fuss, vorbei an Schrebergärten. Immer wenn wir diesen Weg gehen, den wir schon früher so oft gegangen sind, befällt mich die Lust, nach seiner Hand zu greifen. Doch Massi geht mir immer einen halben Schritt voraus. Seine schmalen Schultern wippen. Ich glaube, er hat abgenommen, seitdem er in Wien wohnt. Sicher bin ich mir nicht. Ich habe Mühe, mir das Erscheinungsbild von Menschen einzuprägen, Gesichtsblindheit soll das heissen. Dabei ist Massi vermutlich der Mensch, den ich in meinem Leben am meisten angesehen habe. Wir klettern durch das Loch im Maschendraht, das die Gärtchen von der nächsten grossen Strasse abgrenzt. Das letzte Haus vor der Autobahnauffahrt, *la Casa Belotti*.

«Immer wenn wir hier sind, bin ich ein wenig neidisch», sage ich, als Massi das quietschende Gartentor öffnet, von dem aus uns ein pinker Gartenzwerg zuwinkt.

«Auf die schnelle Zufahrt auf die A3?»

«Darauf, dass das alles immer noch hier ist.»

Er bleibt einen Moment stehen und fasst mir an die Schulter, eine Geste, die mich irritiert. Als müsste er mir eine schwere Nachricht überbringen, als hätte er aus Versehen Ratón überfahren oder, noch schlimmer, als hätte er Mitleid mit mir. Ich spüre seine warme Hand durch den dicken Stoff meiner Jacke. Er scheint nach einer passenden Antwort zu suchen, doch die Aufrichtigkeit, mit der er mich betrachtet, verstärkt meine Irritation.

«Schau mich bitte nicht so an», knurre ich. Er lacht sein helles Massimo-Lachen. Ernsthaftigkeit ist heute nicht unsere Stärke. Dafür haben wir uns zu lange nicht gesehen. Also nimmt er meine Hand und zieht mich ins Haus.

Die Nonna sitzt am Küchentisch, tief über ein Blech gebeugt, formt aus Teig kleine geschlungene Muster. Sie schaut auf, als wir eintreten.

Cucciolini miei!

Feuchte Küsse, ihre knöchigen Schultern drücken gegen meinen Bauch. Sie ist alt und so klein, ich werde schrecklich wehmütig, wenn ich sie sehe. Ich verspreche ihr, bald zum Essen vorbeizukommen, und kann mich nach einer Stunde unter lautem Widerspruch verabschieden. *Cucciolini*. Welpen. Dabei nähern wir uns der Dreissig.

Als ich abends zu meinem Vater zurückkehre, kann ich es nicht lassen, seine Einrichtung missbilligend zu mustern. Spartanisch, minimalistisch, kaum Spuren meiner Kindheit.

Massimo schreibt mir:

nonna fragt wann wir endlich heiraten

lol

sie wirds nie aufgeben

Ich schicke einen lachenden Smiley zurück, ohne meine Lachmuskeln tatsächlich zu betätigen. Dann hole ich die Thunfischreste aus der Tupperware, die mir die Nonna mitgegeben hat, und besteche Ratón damit. Tatsächlich lässt er sich von mir streicheln. Seine raue Zunge leckt mir den toten Fisch von den Fingern, kleine Saugnäpfe kitzeln meinen Daumen.